

Mein Großvater, ein fremder Mann, liegt im Sterben.
In seinem Nachlass habe ich ein Tagebuch aus seiner Zeit als Kindersoldat gefunden.
Diesen Text möchte ich gerne teilen, deshalb habe ich ihn abgetippt und bearbeitet,
die Inhalte sind jedoch unverändert.

Mone van Dale

Das Ende meiner Kindheit

Frühjahr 1945

60 Jahre danach verfasst, damals 15 Jahre alt

Im November 1944 wurde ich zu einer Musterung bestellt. Sie wurde nur von SS-Leuten durchgeführt. Nach der Vorstellung bei einem Arzt wurden einzelne in verschiedene Zimmer befohlen. Ein SS-Mann sah mich nach der Untersuchung bei dem Arzt an und schickte mich ebenfalls in ein anderes Zimmer. Dort saß ein Mann mit Formularen. Er fragte mich nach Lehrausbildung, Zielen, Eltern und füllte ein Formular aus. Danach legte er es vor mich hin und befahl in barschem Ton: „Unterschreiben.“ Keine weiteren Erklärungen. Ich unterschrieb. Wer hätte sich damals bei der SS eine Nachfrage gewagt? Was sonst noch darauf stand bekam ich gar nicht zu lesen. Nach etwa drei Wochen kam aus Dresden eine Postkarte für mich. Es war der vorläufige Aufnahmeschein zur Waffen-SS. Ich sollte diesen vorlegen, wenn andere Waffengattungen an mich herantreten. Mein Aufnahmeantrag in die Waffen-SS gehe vor. Ich hatte also in Grimma meine zukünftige Aufnahme in die Waffen-SS beantragt! Die SS hatte sich bei der sogenannten Vormusterung die größten Jungen des Jahrgangs herausgesucht und ihnen sicherlich mit dem gleichen Trick im Befehlstorn die Aufnahmeanträge unterschreiben lassen.

Die Eltern schickten die Karte nach Dresden zurück, mit der Anmerkung, dass ich ja noch nicht 16 Jahre alt sei und erst danach über eine Meldung zu irgendeinem Heeresdienst entscheiden könne. Ich bekam eingeklärt, nie wieder etwas zu unterschreiben, mich nie freiwillig zum Heeresdienst zu melden. Mutter sagte: „Wenn sie euch holen, ist es immer noch früh genug“. Das habe ich beherzigt. Im Januar 1945 kam eine Einberufung zur Volksturmusbildung. Alles Jahrgang 1929. Die Ausbildung erfolgte in einer der Kasernen in Grimma. Der Nachbarjunge, allgemein „Der Mond“ genannt, da er ein wirklich rundes Mondgesicht hatte, war mit im gleichem Zug wie ich. Er fiel ständig auf. Eines nachts haben ihm deshalb einige den Hintern mit Stiefelwichse eingeschmiert. Was macht der Mond? Er geht nach Mitternacht in das Unteroffizier-Zimmer und zeigt dort seinen beschmierten Arsch. Wir wurden zwei Stunden auf dem nassem, teils verschneitem Kasernenhof herumgejagt. Keiner hatte danach noch etwas Trockenes am Körper. Sechs Uhr früh mussten auch wir mit saubereren Sachen zum Appell antreten. In der Nacht danach sind sechs über den Mond hergefallen. Sie haben zu zweit seinen Kopf unter Kissen gedrückt, zwei andere seine Beine festgehalten und die anderen zwei haben ihn mit Lederkoppeln so „verarscht“, das er früh nicht auf der Bank sitzen konnte. Die Ausbilder bemerkten es und feixten nur. Es herrschte eben die sogenannte Selbsterziehung unter Kameraden.

Wir wurden am Karabiner 98k theoretisch unterwiesen, hatten aber zur Ausbildung alte französische Gewehre von 1888. Auf dem Schießstand erhielt jeder 3 Schuss für den 98k. Ich war unter den besten Schützen. Am MG 34 und 42 erhielten wir Unterweisung, ebenso an den Panzerfäusten 30 und 150. Die Zahlen standen für die Reichweite der Panzerfäuste. Die Panzerfaust 30 wurde im scharfem Schuss vorgeführt.

Zum Abschluss der Ausbildung kam die Befragung, zu welcher Waffengattung jeder einzelne sich freiwillig melde. Ich habe eine freiwillige Meldung strickt verweigert. Der Mond stand abwartend hinter mir und sagte ebenso wie noch drei andere nein. Aufruhr und Empörung unter den Ausbildern. Wir fünf wurden vor der ganzen Truppe auf dem Kasernenhof herumgescheucht. Wir hatten bereits unsere Zivilsachen an. Bei den größten Dreckpfützen hieß es jedes mal volle Deckung und robben. Bei jedem Hinwerfen sagte ich mir: „Nun gerade nicht ihr Schweine“. Danach mussten wir vor der ganzen Truppe antreten und der HJ-Bannführer beschimpfte uns in übelster Weise. Einer seiner Sätze war: „Ich werde dafür sorgen, dass ihr feigen Drückeberger als erste eingezogen werdet“. Dies hat er gehalten. Schnell wurde herausgefunden, dass ich mich vor dem HJ-Dienst gedrückt hatte. Der Wohnort gehörte zu einer anderen Ortsgruppe als der Arbeitsort. Jeweils die andere Ortsgruppe hatte geglaubt, dass ich in der anderen den Dienst verrichte.

Innerhalb zweier Wochen kam der Bescheid zur Musterung in Grimma. Ich war kriegsverwendungsfähig. Landsturm 1a. Wie auch andere der gemusterten Kandidaten erhielt ich meine Musterungs-Stammrolle und wurde zur RAD-Dienststelle geschickt. Dort bekam ich den Gestellungsbefehl, eine Woche später einzutreffen bei der RAD-Abteilung 2/30 in Wartenburg bei Wittenberg. Der Lehrbetrieb wollte es nicht fassen. Sie glaubten mir nicht, dass ich mich nicht freiwillig gemeldet hatte. Meinen Beteuerungen des Gegenteils und der Schilderung der Vorgänge wollte der Prokurist nicht glauben. Mit 15 Jahren eingezogen, dies war selbst ihm zu grob.

Nicht in den Sinn war mir gekommen, einfach mit der Musterungs-Stammrolle heimzufahren und diese in den Ofen zu stecken. Es war ja die einzige Unterlage. Viel hätte es aber sicher nicht genutzt, denn 2 Wochen nach meiner Einberufung zum RAD kam noch eine weitere. Diesmal zur HJ-Division „Feldherrnhalle“ zu meinen Eltern. Der HJ-Bannführer hatte kräftig gerührt. Dies zeigt aber auch, dass beim Wehrkreiskommando bereits keine richtige Übersicht mehr bestand.

Der Gestellungsbefehl war zugleich die Fahrkarte für die Reichsbahn. Im Zug ab Wurzen sammelten sich nun Jungen mit dem gleichem Ziel. Am Bahnhof in Wartenburg wurden wir gleich von einem Hauptvormann in Empfang genommen. Nochmal etwas in die Umgegend zu verdrücken ging nicht. Wir mussten zum Lager marschieren. Es ging sofort zum Drillich, Unterwäsche und Schuhe empfangen und die Zivilsachen abgeben. Das Stammpersonal der Abt. 2/30 war aus dem Warthegau evakuiert. Hier wurde die Abteilung neu aufgestellt. Im gleichem Lager befand sich die Stammabteilung 1/141. Mit unserer Ankunft nun Doppelbelegung. Keine Betten. Nur Zeltbahnen über einer Strohaufschüttung. Davor eine Bank für die Sachen in der Nacht. Ein strohgefülltes Kissen aus Papierbindfadengewebe und eine Wehrmachtsdecke. Für zwei Mann ein Spind. Jeder ein altes französisches Gewehr von 1886. Das waren riesige lange Knarren mir 8 Patronen im Vorderschaftsmagazin. Den kleinsten hing der Kolben des geschulterten Gewehres bis unter die Kniekehle. Gleich am erstem Tag begann die Wehrausbildung mit der entsprechenden Schleiferei. Die alten französischen Gewehre hatten zumeist Rostnarben und rissige Kolben. Ich hatte Glück mit meinem „Schießprügel“, er war noch ganz in Ordnung. Geschossen haben wir damit nicht, denn die Munition für diese Gewehre war knapp.

Der Alltag begann 6,00 Uhr. Wecken und raus. Nur in Drillichhose zum Waschen im Freiem. Oft war Eis in den großen runden Kunststeinbecken. Wer zu langsam war, fand keinen freien Wasserhahn mehr. Bettenbau und ab zum Frühstück. Kommisbrot, Margarine, Marmelade, schwarzer Muckefuck.

Dann begann der Dienst. Endlos marschieren lernen, natürlich mit Gesang. „Die blauen Dragoner sie rei.....ten mit klingendem Spiel durch das Tor“. Wir konnten nicht reiten, nur schlapp mit den alten schweren Schuhen schlürfen. Die letzte Stunde vor dem Mittagessen machten oft welche schlapp. Mittags gab es irgendwelche Soße, manchmal zusammengepapptes Fleisch, die Pellkartoffeln in die Mitte der Tafel geschüttet. Wenn der Stab sich an seinen gut gedeckten Tisch mit Salzkartoffeln gesetzt hatte, durften auch wir uns setzen und anfangen. Schnell soviel Kartoffeln wie möglich gepellt und alles heruntergewürgt, denn, wenn der Oberfeldmeister aufstand, war für alle das Essen zu Ende. Es ging nur heimlich ein, zwei Kartoffeln mit Salz in den Händen zu verbergen und im Laufen runterzuschlucken.

Nach der kurzen Mittagspause ging es weiter. Waffenunterricht, Gasdruck, Schmeißer, Sturmgewehre, Pistolen, Panzerfäuste und Panzerschreck. Auch Politunterricht und die Gliederungen aller Waffengattungen. Zumeist jedoch wurde im Gelände herummarschiert.

Allmählich fanden die Vormänner einige schwarze Schafe, welche immer mit Sonderdienst drankamen. Ein großer, dicker, aus dem Elsas evakuierter Fleischer fiel immer auf. Er musste auf den Ofen in der Stube klettern und mit dem Gewehr in der Hand ein Lied singen. Natürlich sang er. „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern“. Befehl: Auf die Stützbalken in der Stube klettern und dann Kommando: „Fliegerdeckung“. Er ließ die Knarre fallen, einem Vormann auf den Fuß und er auf der anderen Seite herunter rempelte den Obervormann entsprechend an, bevor er sich auf den Boden legte. Jetzt musste er mit Gasmaske und Gewehr drei Runden auf der Straße in dem Barackenareal drehen. Der Dicke legte einen ganz gemütlichen Dauerlauf vor. Nach der dritten Runde nahm er die Gasmaske ab und setzte sich, das Gewehr an die Schulter gelehnt, ganz gemächlich auf die Barackentreppe, anstatt sich mit „Befehl ausgeführt“ zurückzumelden. Der Obervormann lief vor Wut ganz rot an. Zwei von uns feixten. Jetzt drehte der Hauptvormann fast durch. Befehl für alle drei: „Toiletten putzen mit Zahnbürste“. Der Dicke musste sein Gewehr in die Stube bringen, dabei hat er sich die Zahnbürsten der Vormänner geschnappt und die drei zogen los zum Scheißhaus. Sie haben dort eifrig gearbeitet. Die Vormänner waren vor unserer Stube auf der Straße geblieben.

Was haben die drei Satansbraten gemacht? Bevor sie zurückkamen, war einer rückseitig aus den Toiletten geklettert, in Deckung der anderen Baracken und durch das rückseitige Fenster unserer Stube herein. Dort hat er die völlig zerschrubbten und schön mit Scheiße beschmierten Zahnbürsten in die Zahnputzbecher der Vormänner zurückgesteckt. Alle drei meldeten sich danach ganz unschuldig zurück. Erst abends bemerkten die Vormänner ihre schön dekorierten Zahnbürsten. Beweise hatten sie keine. An die große Glocke hängen wäre eine Blamage gewesen und der Dicke bekam seine Ruhe.

Immer wieder gab es nachts Fliegeralarm. Hoch und sofort das Drillichpäckchen auf der Bank am Fußende und die Schuhe sichern, sonst hätte sie ein anderer geschnappt. Rasch angezogen, Gewehr und Gasmaske aus dem Spind und raus aus der Baracke. Natürlich alles bei völliger Dunkelheit und mit Affenzahn, denn die letzten, welche die Stube verließen erging es nicht gut. Ab in den Splitter-schutzgraben. Für 2 bis 3 Stunden bis zur Entwarnung und dann kam unerbittlich früh wieder der Weckruf.

Geländemarsch ohne Gewehr, immer wieder durch den niedrigen Wald. Dann in vollem Lauf durch das Dickicht. Plötzlich Ende. Dahinter nichts. Jeder musste aus vollem Lauf unerbittlich springen. Es war ein Sandgrubensteilhang von 7 Meter Tiefe. Ich kam gut an. Einige jedoch in unmöglicher Lage oder sie hatten am Abhang befehlswidrig verharrt. Sie mussten den Abhang hoch robben und alles dreimal wiederholen.

Der Rückmarsch wurde so vorgenommen, dass ein breiter, tiefer Wassergraben zum Lager überquert werden musste. Dort hing ein Seil schlaff zwischen zwei Weiden. Jeder musste hinüber hangeln. In der Mitte blieb durch das schlaffe Seil weniger als ein Meter bis zur Wasserfläche. Nun hing die

Mehrzahl im Klimmzug mit angezogenen Beinen in der Mitte und schaffte es nicht, sich an dem ansteigendem Seil weiterzuhangeln. Platsch ins Wasser. Einige mussten zurück und es erneut versuchen. Mit den nassen, schweren Klamotten schaffte dies freilich keiner. Ich kam ziemlich spät an die Reihe. Eigentlich hatte ich Vertrauen in mein Klimmzugvermögen, dachte mir aber, warum nicht wie ein Käfer mit allen Vieren am Seil. Ich fasste das Seil rückwärts stehend an, dazu musste ich etwas hochspringen. Der Vormann sagte: „Willst du eine Clownnummer machen?“ Ich: „Jawohl Vormann“, hangelte zweimal rückwärts und schlang die Beine um das Seil. Wunderbar ging es über den Graben. Beinahe wäre ich beim Absprung noch ins Wasser gefallen, denn ich musste dazu ja zum Wasser hin abspringen. Umdrehen am Seil schaffte ich auch nicht mehr. Einige versuchten es nachzumachen, kamen aber mit den Füßen nicht hoch und klatschten nun erst recht in das Wasser, denn es war aussichtslos, rückwärts an dem ansteigenden Seil hochzuhangeln. Am Ende haben es Drei geschafft. Kritik gab es nicht, Anerkennung auch nicht.

Trotz kurz geschnittenem Haar wurden meine als zu lang befunden. Eine Friseurin kam in der Mittagspause in das Lager. Wir waren fünf und bezahlten sie jeder mit einem gemausten Kommisbrot. Endlich einmal jemand zum Quatschen im Lager, dazu noch eine Frau. Vier blieben nach dem Haarschnitt sitzen und warteten auf den Letzten, der zum Haarschneiden kommandierte. Da kam einer vom Appellplatz. Es war schon Nachmittagsappell. Dumm rannten wir alle vier zugleich los. Damit war klar, dass wir getrödeln hatten. Der Oberfeldmeister schimpfte vor der Front: „Da bekommt man Kinder zugewiesen und soll mit ihnen Krieg spielen“. Ich Rindvieh sagte leise zu meinem Nebenmann: „Warum ziehen sie dann Kinder ein“. Der Hauptvormann des vierten Zuges links vor mir, dreht sich nach mir herum und der Oberfeldmeister brüllt sofort los: „Was haben sie gesagt? Vortreten!“ Ich hatte große Angst. Ich überlegte schnell, schwindeln, aber womöglich hat der Hauptvormann verstanden, was ich gesagt habe. Also meldete ich vor der ganzen Abteilung: „Warum werden dann Kinder eingezogen?“ Der Oberfeld holte tief Luft und sagte bloß: „Sechs Tage Verschärften“. Also nur Wasser, Brot und Dunkelhaft. Der Bau war jedoch auf lange Zeit „ausgebucht.“ Nur eine Zelle in einem winzigen Holzbau. Ich kam nicht mehr in diesen Genuss. Schlimm wäre es nicht gewesen, denn alle Einsitzenden wurden von ihren Stubenkameraden zusätzlich gefüttert. Die vor der Tür stehende Wache bemerkte davon nichts, denn es kam ja fast jeder einmal *mit Bau* dran.

Vor der Einberufung war ich in Zahnbehandlung. Ich hatte Zahnschmerzen. Alle 14 Tage kam aus Wittenberg ein Zahnarzt nachmittags in das Lager. Ich war angemeldet. Es war aber auch Schießtag. Der „Zahnarzt“ fuhrwerkte mir im Mund herum. Ehe ich mich versah, hatte er mir an drei Zähnen Spritzen verpasst und reißt sie mir alle drei heraus. Ich musste sofort anschließend zum Schießstand. Das ganze Gesicht war verspannt, alles schmerzte und ich hatte eine unheimliche Wut.

Ich stellte mir vor, der Pappmann auf der Zwölferscheibe wäre der Zahnarzt. Ich wünschte ihn mir wirklich dorthin. Mein Schießergebnis ist mir heute noch im Gedächtnis: 10, 11, 11, 12, 12 = 56 Ringe. Das Schwein wäre erledigt gewesen. Zweimal Herz- und dreimal Brustschuss.

Ich hatte „Stand“ bis zum Feldmeister. Die Russen über die Oder, die Amis über den Rhein. Ich hatte wieder meine Schnauze aufgemacht und gesagt: „Da werden sie ja bald hier sein.“ Sofort sprang mich der von 1/141 an. Er hatte aber schlechtere Karten und lag schon unten, als der Feldmeister dazu kam und noch anfeuerte. „Ah, einer der Schießmeister! Los drauf, worum gehts?“ - „Alles erlaubt!“ Ich habe dem anderem mächtig in die Schnauze gehauen, denn ich hatte Angst vor dem „Worum gehts?“

Beim Mittagsappell wurde ich zum Vortreten aufgerufen. So, wie die Hälfte der Abteilung. Jetzt wurde uns mitgeteilt: Ab zur Kammer, alles abgeben und Zivil empfangen. Wir waren baff, etwa nach Hause? Denkste, der Nachsatz: „Sie werden morgen in eine andere Abteilung verlegt. Sie kommen zur Flak.“

Am nächsten Morgen marschierten wir zum erstem Reichsbahnzug. In Leipzig-Mockau war Ende. Marsch durch den Rand der zerstörten Stadt bis Plagwitz und Weiterfahrt nach Bad Dürrenberg. Diese ebenfalls zum Teil zerstört. In der Dunkelheit kamen wir in einer Flakstellung an. Es war eine 8,8 RAD-Flakbatterie mit 8 Geschützen. Hier bekamen wir RAD-Uniformen, Flakmäntel und Stahlhelme für den Einsatz am Geschütz. Die Baracken lagen hinter einem Erdwall vertieft an einem kleinem Hügel. Die Batterie unterhalb davon. Alles untereinander mit Laufgräben verbunden. Es ging gleich am nächsten Morgen los mit dem Training an der Kanone. Wir sollten schnell einsatzbereit sein. Ich wurde der Kanone „Cäsar“ zugeteilt. Die ehemals 8,5 auf 8,8 aufgebohrte und mit Mündungsbremse versehene Kanone war fest mit einem Betonsockel verbunden und drehbar. Damit brauchte die Bedienung nicht mehr über die vorherigen Holme der Kanone klettern. An der Seite, rechts neben dem Splitterschutzgraben war ein Mannschaftsbunker. In den vier Ecken je ein Munitionsbunker. Von der alten Bedienung waren nur der Geschützführer und der K3 verblieben. Die zwei größten von uns wurden K1 und K2. Also Höhen- und Seitenrichtkanonier. Die Bedienhebel dazu waren für alle anderen zu hoch. Ich als Drittgrößter wurde K6, Zünderstellmaschine. Nach dem Geschützführer war der K3, der Ladekanonier, der angesehenste an der Kanone. Er musste schon stark sein. Beim Schießen mit bis 85 Grad war es ungeheuer schwer die Granate mit der rechten, Kettenhandschuh bewehrten Hand, in den Lauf zu schieben. Die K4, K5, K7 bis 13 waren die Munitionskanoniere und notwendiges Beipack.

Normal sind 10 Mann an der Kanone. Wir waren 14, denn die Munitionskanoniere konnten die Granaten nur zu zweit schleppen. K4 und K5 hoben die Granate auch zu zweit in die Zünderstellmaschine. Der etwas Kräftigere gab sie dann dem K3.

Wir an der Kanone hatten auf dem rechtem Ohr einen Ohrhörer und jeder ein Kehlkopfmikrofon. Die Kanone war mit der Feuerleitstelle bei dem Fu-MG (Funkmessgerät) durch eine optische Anzeige verbunden. Bei Ausfall dieser kamen die Anweisungen über den Ohrhörer.

Es ging sofort mit dem Geschütztraining los. Wir sollten schnell einsatzfähig sein. Mensch, was ließ sich die Zünderstellmaschine schwer drehen. Mit der rechten Hand die Zünderstellschwungmasse drehen und mit der linken, rechts- oder linksdrehend den Befehlsanzeiger für die Zündereinstellung abdecken. Wurde eine Granate in den Einstelltrichter gesetzt, ließ sich die Maschine gleich viel schwerer drehen. Die Drehzahl musste jedoch eingehalten werden und die linke Hand dabei gleichbleibend ruhig nach links oder rechts kurbeln. Die Zündereinstellung und damit Zünderlaufzeit wäre nicht genau. Die Granate würde zu früh oder zu spät explodieren. Wenn alles klappte, erging meine Meldung: „Zünder steht!“ Nach den Meldungen: „Höhe steht!“ von K1 und „Seite steht!“ von K2 war die Kanone feuerbereit.

Wir brachten die richtige Bedienung der Kanone am ersten Tag zustande.

Bereits in der kommenden Nacht wurden wir in den scharfen Schuss der Großkampfbatterie einbezogen. Müde vom aufreibendem Tagestraining, Watte im linkem Ohr, Mund auf, vorher noch schnell Pipie halb im laufen zur Kanone, jetzt ging es ernsthaft los. Wir hörten bereits das Brummen der ersten Pulks. Angst, Aufregung, zitternd etwas falsch zu machen, konnten wir drei Kanoniere bald Höhe, Seite und „Zünder steht“ melden. Ich hatte am längstem gebraucht, weil sich die abzudeckenden Werte schnell änderten. Der Geschützführer konnte nun „Cäsar feuerbereit“ an die Leitstelle melden.

Gleich kam der Befehl: „Feuer frei!“ „Gruppe“ rief der Geschützführer, die Feuerglocke schrillte und links neben mir krachte es ohrenbetäubend. Es blitzte grellgelb, das Rohr lief zurück, die Kartusche knallte scheppernd auf den Beton und alles war qualmerfüllt. Ich dachte im erstem Schreck, eine Bombe sei eingeschlagen. Wir hatten weiter „Gruppenfeuer“. Jede Kanone schoss so schnell sie konnte. Da fiel die optische Anzeige weg. Aus dem Kopfhörer kam „Düppelstörung“. Aus 6000 m Höhe waren Staniolstreifen abgeworfen worden. Damit fiel das MG aus. Wir drehten in Ausgangsstellung und gleich danach ging es auf die nächsten Pulks nach optischer Anzeige, jedoch mit, von der

Feuerleitstelle geschätzten Werten. Sicher schossen wir mehr als einen Kilometer vorbei und einige Hundert Meter zu tief oder zu hoch, denn die mir übermittelten Zünderstellwerte veränderten sich sprunghaft. Der Himmel wurde also auf gut Glück beschossen.

Endlich Entwarnung. Bald danach wurde die Feuerbereitschaft aufgehoben. Todmüde ab auf den Strohsack. Hier hatte wenigstens jeder eine Etagebestelle. Früh 6 Uhr Wecken. Margarinebrote mit Marmelade und Ersatzkaffee, wie gehabt. Ab zur Kanone und weiter Training, Training. Wir hatten in der Nacht 38 Gruppen geschossen. Die Munitionskanoniere schleppten jetzt zu zweit Nachschub aus den weiter entfernten Munitionsschuppen. Einige Nahschussgranaten wurden geholt. Sie lagerten in geflochtenen Körben und wogen etwa 20 kg.

Es waren viele Versagergranaten. Die Zünderlaufzeiteinstellung funktionierte oft nicht. Dann kamen die Granaten wieder herunter und explodierten beim Aufschlag auf den Boden. Pulks waren zwischen unserer und der benachbarten Batterie durchgeflogen. Es gab um uns herum Granateinschläge. Wir Neuen hielten es für kleine Bomben, wurden aber schnell aufgeklärt.

Die Feuerleitstelle hat die Nachbarbatterie -Heimatflak-, also Arbeiter aus Betrieben, welche nachts nach ihrer Arbeit die Batterie besetzten, alles mögliche genannt. Der Geschützfürer konnte es mithören. Mit den „Versagern“ wurde sonst nur geschossen, wenn der Schusswinkel weg von benachbarten Batterien, und den nächsten Orten und Siedlungen lag. Vielleicht hatten sie aber auch keine andere Munition mehr.

Wir kamen nicht zur Ruhe, ständig herrschte Feuerbereitschaft. Es waren beinahe immer Ketten von Jabos am Himmel. Wo sich etwas bewegte schossen diese hin und warfen 50 kg Bomben. Auch die Flakstellung wurde angegriffen. Wir hatten keine 2 oder 3,7 cm Kanonen. Im direktem Schuß mit Nahschussmunition und von jedem Geschützfürer einzeln befohlenen Werten sollten die Jabos abgewehrt werden. Ich hatte dabei nichts zu tun. Die Zünder blieben bei 25 Grad vom Kreuz eingestellt. Sie explodierten damit bei Aufschlag oder etwa 750 m Flug. Also etwa eine Sekunde nach Abschuss, da die V-Null der Kanone 860 m/sek betrug. Die Jabos haben darauf nur mit sofortiger Rückkehr und Angriff reagiert. Wir hatten uns auf Befehl rechtzeitig in den Splitterschutzgraben verdrückt. An der Kanone wären sicher einige zersiebt worden, wie die Einschüsse aus den 3,7 cm Bordkanonen der Mustangs zeigten. Wir durften uns 19 Uhr hinlegen, denn mit Sicherheit war gegen 22 Uhr mit Alarm und Feuerbereitschaft zu rechnen.

Ein Tag verging wie der andere. Wir waren total erschöpft, löffelten Mittags unsere undefinierbare braune Brühe mit Fleischfasern und Pellkartoffeln und schiefen buchstäblich im Stehen ein. Es gab aber keine sinnlose Schleiferei. Die Einsatzbereitschaft wäre dann sicher durch völlige Erschöpfung nicht mehr gewährleistet gewesen. Es war sowieso schon fast unmöglich, uns praktisch ohne richtige Ausbildung im scharfen Schuss einzusetzen. Bei Kriegsbeginn waren die Geschützbedienungen dazu mindestens 6 - 7 Monate ausgebildet worden.

Eines nachts, hatte uns der erste Pulk überflogen und bombardierte die Leunawerke. Wir beschossen ihn in der Seitenrichtung 9 Uhr. Unsere Ausgangsstellung war 3 Uhr. Der nächste anfliegende Pulk hatte sicher unser Mündungsfeuer als Ziel genommen und über uns ausgeklinkt. Bomben waren vorher schon in einiger Entfernung eingeschlagen. Wir wussten, bei Abwurf aus 3000 m Höhe, waren die 250kg Bomben im freien Fall maximal 4 Sekunden mit ansteigendem Jaulen zu hören, wenn sie in die unmittelbare Umgebung fielen. Jede Sekunde länger bedeutete immer weiter weg und allmähliches Aufatmen. Je nach Flugzeugtyp kamen 14 bis 21 Bomben aus einer Maschine herunter. Trotz Gruppenschießen hatte ich schon einige entferntere Einschläge vernommen. Plötzlich jaulte es ganz laut auf. Ich weiß noch, ich habe gezählt, 21, 22, 23 aus. Ein fürchterlicher Krach hinter mir aus der Kanone. Die Erde bebte. Splitter, Erde und Steine knallten auf der anderen Seite gegen die

Kanone. Ich wurde einfach vom Sitz gehoben und in den Eingang des Mannschaftsbunkers geschleudert.

Dann krachte es über mir und die Decke des Mannschaftsbunkers stürzte ein. Als ich wieder denken konnte, war ich unter der Bunkerdecke mit dem Unterkörper eingeklemmt. Ich konnte nicht wegkriechen. Der Geschützführer und der K3, beide verletzt versuchten mich herauszuziehen. Es ging nicht. Sie ließen mich so liegen und ich glaubte, nun ist es vorbei. Sie hatten sich jedoch um den K1 und K2 bemüht. Diese waren aber tot. Einfach von der Wucht der Erdmassen an der Kanone und deren Sockel zerdrückt, sowie von Splintern und Steinen verunstaltet.

Von den Munitionierern hatte es einige glatt über den Erdwall aus der Stellung geworfen. Sie waren aber alle mit kleineren Verletzungen davongekommen. Die dicken Flakmäntel hatten sie wirksam geschützt. Mich auch. Mit Stangen und Balken versuchten einige dann die Decke von mir zu heben. Als vom Nachbargeschütz Hilfe kam, wurde ich befreit. Ich konnte nicht stehen und laufen. Sanitäter trugen mich in mein Bett.

Früh konnte ich mit einiger Mühe meine Beine bewegen, dann aufstehen und nach und nach mühselig laufen. Nach dem Frühstück auch zur Kanone. Ich hatte dazu keinen Befehl, nichts, ich wollte einfach zu den anderen. Nachmittags hatte ich die Zünderstellmaschine und alles drumherum gereinigt und einsatzbereit gemacht. Die Kanone war nur etwa ½ Grad aus der Senkrechten. Bei dem ausgeleiterten Rohr war dies ohnehin unwesentlich. Ich wusste die Schussrichtung nach 9 Uhr war meine Lebensrettung gewesen, da mir die Kanone volle Deckung gegeben hatte.

An der Kanone waren bereits russische Kriegsgefangene und schippten den Wall wieder auf. Auch andere störende Bombenrichter mussten sie zuschippen. Einer bei uns hatte ganz leise bittend gesagt: „Kamerad Brot“. Ein paar der Munitionierer, welche die Munibunker ausräumten, um die Granaten zu reinigen und neu einzustapeln, sahen sich gegenseitig an. Der Geschützführer hatte es wohl gehört und sich weggedreht. Einer der Munitionierer ging in den notdürftig hergerichteten Mannschaftsbunker. Dort lag immer etwas Brot und Marmelade. Ich sah, dass er ein Brot ein paar Mal zerbrach und unter die Jacke steckte. Ein Stück behielt er in der Hand und steckte es hinter dem Rücken dem nächsten Russen zu. Bei Gelegenheit auch noch die anderen Stücke. Die Russen steckten es blitzschnell in ihre Taschen. Sicher hatte es der Geschützführer bemerkt und der K3 auch. Sie redeten aber nur miteinander und guckten in die Luft. Die Wache der Russen stand weit abseits und kümmerte sich nicht um die bei uns Arbeitenden. Keiner an der Kanone reagierte darauf. Die armen halb verhungerten „Feinde“ taten einfach allen leid. Die Propaganda über die „bolschewistischen Untermenschen“ war wohl bei keinem auf fruchtbaren Boden gefallen. Jeder von uns hatte nur noch Angst um sich selbst und wollte überleben. Keiner hatte Wut oder Rachegeanken.

Der Kartoffelkeller der Batterie in einem Bauernhof in Godulla hatte Bombenschäden und konnte nicht verschlossen werden. Er wurde deshalb nachts bewacht. Die Wache brachte morgens immer ein Säckchen Kartoffeln mit. Im Mannschaftsbunker stand ein Kanonenofen. Ein Tiegel war auch da. Von Marmeladengläsern waren die Blechdeckel von unten mit Nägeln durchgeschlagen und wurden als Reibeisen für die Kartoffeln benutzt.

Ließ es die Lage zu, rieben zwei bis vier Munitionierer emsig Kartoffeln und brieten Kartoffelpuffer auf dem Ofen. Das Ofenrohr war aber ein Verräter. Es dauerte nicht lange, bis der Batteriechef unser qualmendes Ofenrohr entdeckte. Er war durch den Splitterschutzgraben gedeckt, unbemerkt herangekommen und stand plötzlich in der Geschützstellung. Mitten in der Meldung des Geschützführers winkte er nur ganz lässig „weitemachen“ und schwenkte in den Mannschaftsbunker. Dort ließ er sich auch sofort einen Teller Kartoffelpuffer servieren. Er hat zu unserem Ärger eine Menge verdrückt. Später kam er satt heraus, lobte unsere „Backstube“ und verschwand. Von da an wurde stets ein Ausguck beim Pufferbacken stationiert. Wir wollten sie doch lieber selbst essen.

Eines morgens hieß es plötzlich Marschausrüstung und Waffen empfangen. Wir bekamen alte französische Gewehre, 60 Patronen und Panzerfäuste. Die Stellung blieb verlassen zurück, mit unseren Zivilsachen. Es ging Richtung Westen, also den Amis entgegen. Ab Ortsausgang marschierten wir, naja, wir schlichen mehr unter der Waffenlast, rechts und links am Straßenrand in kleinen Gruppen. Kleine Truppen alter und verwundeter Soldaten kamen uns entgegen. Teils auf Pferdewagen. „Wie weit ist es noch zur Front? " fragten wir. Einer lachte nur: „Es gibt keine Front mehr, passt bloß auf ihr Helden“. Er hatte recht.

Am späten Nachmittag plötzlich drei Mustangs. Wir rannten auf die Felder, sie schossen jedoch nicht. Hatten sie uns in der beginnenden Dämmerung nicht bemerkt? Wir wurden zur Marschkolonne zusammengezogen und marschierten in einen Ort ein. Von der anderen Seite kam eine Fahrzeugkolonne. Amis, zum Glück ohne Panzer, jedoch mit schweren Maschinengewehren, die auf ihren Jeeps montiert waren. Zwei stellten sich neben den ersten Jeep und alle drei feuerten auf uns los. Wir flüchteten zurück. Panzerfäuste wurden abgeschossen, aber wahrscheinlich ohne Treffer. Die Entfernung war noch zu weit. Die Häuser des Ortes waren ohne Lücke aneinander gebaut. Ich hatte mich hinter einer Hausecke verdrückt und versuchte, das französische Gewehr zu repetieren. Aufgeregt, natürlich zu schnell ohne das Schloss bis zum Ende zurückzuziehen. Dabei klemmte die nächste Patrone unter dem Schloss fest. Ich fummelte weiter in Angst an meinem Gewehr herum und war plötzlich allein. Ich sah vorsichtig um die Hausecke und bemerkte wie die Amis vorrückten. Die Straße war leer, nur weiter vorn Tote und Verwundete. Ich wollte in das Haus. Tür verschlossen. Mit meinem nutzlosen Gewehr habe ich eine Fensterscheibe eingeschlagen, bin hineingeklettert, hinten wieder heraus und über die Zäune rückwärts zum Ortsausgang zu unserer restlichen Truppe. Die Amis zogen sich aus dem Ort zurück und wir rannten zu einer nahen 12,8 Flakstellung. Dort waren im Winkel nach Süden und Westen bereits flache Deckungslöcher ausgehoben. Dahinein hatten sich die meisten Einwohner des Ortes geflüchtet. Der Mannschaft von "Cäsar" wurden die östlichen Deckungslöcher der Südflanke zugewiesen. Hinter uns war also nichts. Diese Deckungslöcher waren nur 1-2 Spatenstiche tief. Ich habe trotz der Müdigkeit mit einer Schaufel mein Loch vertieft, damit ich voll gedeckt darin kauern und schlafen konnte. Mir steckte noch der Schreck von der Schießerei in den Gliedern. Ich dachte mir, dass uns die Amis sicher bald angreifen werden.

Die Amis kamen am Vormittag mit Panzern und vielen Fahrzeugen, weit entfernt über die Felder und auf einer kleinen Straße. Bald verschwanden die Panzer in einer Bodensenke, für uns unsichtbar geworden und gedeckt. Die Flakstellung hatten sie durch die Büsche am Abhang, etwa 500 m vor der Flakstellung wahrscheinlich nicht bemerkt. Drei Panzer schoben sich über die Senke und wurden sofort mit je einem Schuss getroffen. Der äußerste drehte sich im Kreis und blieb qualmend liegen. Der Panzer in der Mitte wurde direkt am Drehkranz des Turmes getroffen. Der Turm flog hoch, sich in der Luft überschlagend, seitlich weg. Der dritte Panzer brannte unter Explosionen aus. Er wurde regelrecht zerrissen. Wegfliegende Teile des Panzers trafen einen Gittermast einer Stromleitung. Der Mast brach um und soweit ich sehen konnte, stürzte ein Gittermast nach dem anderem um.

Ich dachte mit Grauem an die Besatzungen in den Panzern. Keiner konnte dort heraus gekommen sein. Was wird nun mit uns werden? Wir hörten das Rumoren der Panzermotoren. Sie fuhr wohl in die Senke zurück. Bald danach wurde unsere Stellung von dort aus mit Granatwerfern beschossen. Diese schossen mit hochgezogenem Sprengpunkt. Die Granaten explodierten damit sofort bei Erdbodenberührung und die Splitter pfffen dicht über dem Erdboden nach allen Seiten. Es explodierten auch Granaten mit einem dumpfen Knall und verbreiteten danach weißen Rauch. Wir dachten Gas. Was nun? Gasmasken hatten wir nicht. - Es waren aber Phosphor-Granaten. So dachten wir, heute ist bekannt, dass es ein Benzin-Gummigel war, ein Napalm-Vorläufer bei dem

Phosphor als Zünder verwendet wurde. Die Werfergranaten richteten auf dem Feld keinen Schaden an, aber wehe, sie trafen auf festen Untergrund. Dann spritzte der brennende Inhalt weit umher, deshalb grub ich meine Deckung emsig tiefer.

Mein Nachbar, er war aus Weißenfels, mehr wusste ich nicht von ihm, hatte einen schönen Feldspaten. Er grub damit sein flaches Loch wie besessen tiefer. Wir sprangen jedesmal in unsere Löcher, wenn wir die Werferabschüsse hörten. Danach rauschte es und kurz darauf explodierten die Granaten. Er hatte seinen Feldspaten draußen liegen gelassen. Kletterte wieder aus dem Loch, als die Granaten schon heran rauschten. Im Zurückspringen erwischten ihn viele Splitter einer explodierenden Granate. Der Bauch war aufgerissen, die Brust zerfetzt. Er schrie, aber nicht lange. Aus. Nachdem ein Sani ihn kurz angeguckt hatte, habe ich ihn mit einem anderem in seinem Loch zugeschipppt. Der Feldspaten war heil geblieben und jetzt meiner. So ging es den ganzen Tag. Mein Loch war tief genug um darin zu stehen. Die Panzerfaust habe ich mit hinein genommen. Bei einem Treffer wollte ich mit ihr in die Luft fliegen. Bloß nicht schwer verwundet liegen bleiben, denn es gab keine Hilfe.

Inzwischen war die Stellung ohne Strom und Wasser. Nur noch Kommisbrot und fette Fleischkonserven. Unser Abendessen am Vortag war eine fettige, scharfe Suppe gewesen. Der Durst wurde schlimm. Nachts war Ruhe, doch mit dem Sonnenaufgang wurden wir wieder angegriffen.

Am späten Abend kam ein Unterfeldmeister die Stellung entlang und musterte uns. Er befahl mir mitzukommen. Ich musste ein Loch an der westlichen Stellung beziehen. Also dichter an den Amerikanern. Es war groß und tief genug und es war an der Spitze unseres Verteidigungswinkels. Den Vorgänger hatte es erwischt. Er lag verwundet hinten bei der Flak. Früh ging eine Nachricht die Front entlang. Alle von Cäsar sind desertiert. Sie müssen den Entschluss nach meinem Weggang gefasst haben, denn ich wusste wirklich nichts davon. Ich war jetzt der „Letzte von Cäsar“.

Die Amis setzten nun einen Beobachter ein. Er war so langsam wie eine Schnecke. Sie hatten wohl darauf vertraut, dass die Flak gar nicht erst versuchen würde, auf ihn zu schießen. Für uns war er tatsächlich zu weit weg. Und so dirigierte er wirkungsvoll das Granatwerferfeuer zu den Flakkanonen. Gegen Mittag kamen zwei von der Flak mit einem MG38 zu uns. Sie stellten die Spritze sehr dicht hinter meinem Loch auf, denn dies war der nächste Punkt unserer Stellung zu dem kreisenden Flieger. Einer von ihnen prahlte: „Gleich ist der Vogel herunter.“ Dieser hielt aber jetzt weiteren Abstand, er hatte wohl das MG gesehen und das Werferfeuer wurde auf uns gerichtet. Die Maulhelden lagen die meiste Zeit im Dreck. Endlich hatten sie das MG auf dem hohen Drehgestell aufgebaut. Der Abzug machte nur Knack. Ladehemmung. Die nächsten Werferlagen krachten dicht um das MG, welches getroffen umkippte. Ich hatte mächtige Wut auf die Kerle und das Ding, denn mein Deckungsloch war dicht daneben und dem Granatwerferfeuer ausgesetzt. Nun war es vorbei. Die beiden bauten ab und verzogen sich damit zurück. Die Amis unterhielten uns noch bis zum Abend.

Der Durst wurde unerträglich. Ich hatte Gras und Klee zu kauen versucht, gallebitter, dazu der Hunger. Brotkanten immer wieder durchkatschen brachte etwas Speichel in den Mund. Nachts habe ich den Tau von den größeren Blättern geleckt. Der Dreck darauf machte jedoch den Mund kratzig und ich bekam fast nichts runter.

In der Nacht schallten plötzlich Motorengeräusche auf der Straße. Nichts zu sehen, viele schossen, sogar einer mit Panzerfaust. Später wurde ein Trupp zur Erkundung hingeschickt. Ein Jeep lag im Graben. Die Besatzung war weg. Der Tag begann wie die anderen. Am Abend rief einer: „Am Ortsausgang vorgehende Infanterie.“ Ich sah nichts, nur zwei Rehe. Die Flak schoss vor und in die Häuser. Ich sah die Rehe springen, aber keinen Ami. Alle waren wohl schon etwas durchgedreht.

In der Stellung bezogen wir die Baracken der Flak. Die Bedienung dieser Batterie blieb bei den Kanonen. Wir Jüngeren erhielten für die Nacht frei. Ich war in der neu zugewiesenen Truppe der einzige von den Jüngeren und haute mich oben in mein zugewiesenes Bett neben einem Fenster. Durch eine Schießerei unmittelbar neben der Baracke wachte ich auf. Ich sah draußen Gestalten und hörte fremde Worte, also Amis. Ich dachte, wenn die hereinkommen, erschießen sie dich. Ich stellte mein Gewehr an die Wand und mich selbst an die Mittelsäule der Baracke. Mir war nicht wohl. Die amerikanischen Gewehre schossen sehr schnell hintereinander. Handgranaten krachten und plötzlich höre ich wieder deutsche Worte. Da habe ich mein Gewehr geschnappt und rannte aus der Baracke. Dann drehte ich um und habe mich den anderen zugesellt, so als ob auch ich ein tapferer Verteidiger gewesen sei. Die Amis hatten einen erfolglosen Angriff gemacht. Verwundete riefen im Gelände: „Cheermään heeelp.“ Wir hielten dies aber für eine Falle.

Einer war gefangen worden. Er hatte einen Verwundeten mitnehmen wollen. Er war aus meiner Sicht ein riesiger Kerl. Einen wuchtigen Stahlhelm auf dem Kopf und eine Menge Taschen und Beutel an seiner Uniform. Obergefreyerwinkel am Ärmel aber falsch herum. Er sprach deutsch und sagte ganz klar zu einem Feldmeister. „Ich bin nur einen Tag früher gefangen als du.“

Die Amis kamen gleich bei Tagesanbruch wieder. Panzer hielten sich zurück, da sie gegen die halbautomatische 10,5 Flak keine Chance hatten. Diese hatte auch die Fernstraße zwischen Merseburg und Weißenfels unter Kontrolle. Die Amis kamen mit Feuerschutz durch ununterbrochenes Granatwerferfeuer sprungweise in Trupps näher. Die Artillerie unterstützte sie. Die Granatwerfer schossen überwiegend auf den Rand der Stellung. Die Artillerie schoss zwischen die Flakkanonen. Ich wurde an den Rand der Stellung zur Abwehr befohlen. Wir konnten nur die Sekunden zwischen den Einschlägen ausnutzen und vorwärts springen. Die zwei Vierlinge der Flak schossen nach den Amis. Der Erste fiel durch eine „Phosphorgranate“ aus. Einer war gleich tot, den anderen habe ich später furchtbar verbrannt gesehen. Alle Haut im Gesicht und an den Händen, Augenlidern und Ohren war einfach weggebrannt. So wirkte der Napalmvorläufer, was wir jedoch für Phosphor hielten. Es klebte überall und brannte sofort.

Zunächst suchte ich mit zwei anderen Deckung in einem Trichter. Es war zufällig der tiefste mit dem Wasser, aus welchem wir alle in der Ankunftsnacht gesoffen hatten. Da lagen aber Leichenteile drin. Die zwei anderen mussten kotzen. Einer wollte dabei wegrennen, doch er wurde sofort tödlich getroffen. Die Amis hatten uns gut im Visier und vorallem schossen ihre Gewehre viel schneller als unsere.

Mich würgte es auch furchtbar. Ich wollte aber nicht kotzen. Nach den nächsten Einschlägen bin ich im Affenzahn in einen kleineren Trichter gesprungen. Geschosse piffen an mir vorbei, aber keines hat mich getroffen. Aus der Deckung schoss ich mit anderen nach den Amis. Diese gingen zurück. Sie wurden dabei weiter von Granatwerfer- und Geschützfeuer gedeckt. Dann herrschte endlich Ruhe. Der zweite Vierling war inzwischen ohne Munition. Die 10,5 hatte auf die Nähe gegen die Amis nichts erwirken können, denn unter 0 Grad lassen sich die Rohre nicht richten. Sie konnten erst auf über einen Kilometer auf Bodenziele schießen.

Zwei Sanitäter brachten den verbrannten Vierlingsschützen über die Felder in Richtung zu den Amis. Noch in Sicht begegneten sie einigen Amerikanern. Diese ließen sie weitergehen. Die drei waren höchstens 100 m weiter gegangen, als die Flak nach den Amis schoss. Ich habe das nicht begriffen und dachte bloß, was werden die Amis mit uns machen, denn bald kriegen sie uns ja. Wir hatten nur kurze Verschnaufpause. Am Himmel tauchten acht 3er Ketten Mustangs auf. Eine Kette nach der anderen schoss in die Stellungen und warf ihre 50 kg Bomben. Zwei Geschützstellungen wurden getroffen. Dort hat wohl kaum einer überlebt. Die anderen Besatzungen rannten von den Kanonen weg und suchten Schutz in den Laufgräben und Wällen der Baracken. Als die Jabos feststellten, das keine Abwehr erfolgte, bildeten sie hintereinander in etwa 1000 m Höhe einen großen Kreis. Aus

diesem Kreis stieß einer nach dem anderem herab und suchte sich seine Ziele. Endlich drehten sie ab. Es herrschte plötzlich eine unheimliche Stille, doch nicht lange.

Ich war auf die Gegenseite in einen langen Laufgraben beordert worden. Irgendwo im Graben der an der Stellung vorbei führenden Straße waren noch Amis. Wir sollten jetzt aus unserem Graben heraus, etwa 100 m über einen freien unbefestigten Weg zu den Wällen der Baracken. Ich stand hinter einem Obervormann. Er befahl: „Zu viert, Sprung auf, Marsch“ und sprang als erster aus dem Graben. Ich folgte ihm als zweiter. Auf halbem Weg nahm er Deckung. Ich warf mich hinter ihm hin, die anderen zwei rannten weiter. Der Obervormann hatte jedoch einen Kopfschuss bekommen. Direkt in die Schläfe. Ich robbte an ihm vorbei und wollte mich am liebsten wie ein Maulwurf in die Erde graben, denn ich hörte am Pfeifen, dass ich beschossen wurde. Ich erreichte jedoch die Deckung. Am Lauf meines Gewehres war eine Kerbe und etwas Kupfer klebte dort. Dies hatte mir gegolten. Wir suchten alle Richtungen ab, woher das Gewehrfeuer kam. Dabei erhielt noch einer einen Kopfschuss und dicht neben mir zersplitterte einem der Gewehrschaft im Anschlag vor dem Gesicht. Wir wussten jetzt die genaue Richtung, woher die Scharfschützen schossen, sahen jedoch nichts. Es pffiff immer wieder und ich erhielt einen Querschläger in den rechten Ellbogen. Ein an der Spitze aufgesplittertes, verbogenes Kupfermantelgeschoss war mit dem Ende zuerst, dicht neben meinem Ellbogengelenk in das Fleisch gedrungen. Ich habe es einfach heraus gezogen. Geblutet hat es nicht stark. Verbandszeug hatte ich nicht. Schmerzen habe ich zunächst kaum gespürt.

Gleich danach hatten es die Amis wohl satt mit uns. Wir erhielten massive Angriffe von Granatwerfern und Geschützfeuer. Zugleich griffen Panzer mit der Infanterie an. Sie kamen aus der gleichen Richtung wie zuvor. Jetzt wurde auch klar. Die Jabos hatten besonders an dieser Seite die Flakkanonen ausgeschaltet. Sie waren unbesetzt und die anderen Kanonen konnten in der Null-Grad Stellung nicht über die Wälle und Baracken schießen. Die Besatzungen, welche zu den unbesetzten Kanonen auf der Angriffsseite rennen wollten, wurden von dem wildem Feuer der Panzer niedergehalten. Diese schossen Dauerfeuer mit ihren schweren MGs. Zusätzlich hämmerten die Panzerkanonen gezielt in unsere Stellung. Das Feuer der unsichtbaren Granatwerfer tat sein übriges. Ich bekam Splitter in die Stirn und in den rechten Daumenballen. Die Schmerzen habe ich nicht richtig wahrgenommen, nur aus der Stirnwunde lief immer wieder Blut in das rechte Auge und ich konnte dadurch kaum sehen.

Plötzlich rannten die, welche den angreifenden Amis am nächstem waren durch die Stellung rückwärts los. Das war das Signal zur allgemeinen heillosen Flucht. Ich war jetzt damit bei denen, die zu den vordersten Ausreißern gehörten. Wieder in den langen Laufgraben. Dort in Deckung und dann über die Felder, weg von der Stellung, nur weg, bloß nicht zurücksehen. Einer rannte neben mir, der Hauptstrom rannte zu einem entfernten Ort. Die Amis kamen bis zum Rand der Stellung vor. Dort hielten die Panzer und schossen über die flüchtenden Gruppen. Wir zwei waren schon weit seitlich in Sicherheit hinter einer Bodenwelle. Ich hatte mir dies gezielt ausgesucht. Ich wollte vor allem von der Truppe weg.

Die Gewehre zerschlugen an einem Feldstein. Dabei bekam ich noch den zurück-schnellenden Gewehrkolben an den Kopf. Wir sahen zur Saale und liefen darauf zu. Aus Eisenbahnschwellen waren kreuzweise Brückenpfeiler errichtet worden und eine Notbrücke über die Saale gelegt. Wir liefen auf den Schwellen balancierend über die nicht weiter gesicherte Brücke. In einem Ort dahinter lagen vor einem Fährhaus deutsche Karabiner, Stahlhelme, andere Ausrüstung und ein Fahrrad. Uns stach das neue Fahrrad in die Augen. Da kam ein Mann aus dem Fährhaus und schimpfte wüst auf uns los. Wir ließen uns einschüchtern und sind weggegangen. Noch waren wir ja in RAD-Uniform.

Einige Häuser weiter rief uns ein Mann an. Er ging mit uns in einen Schuppen und gab uns alte Zivilsachen. Unsere Uniformen versteckte er. Er sagte uns, dass der Fährmann ein Nazi und ganz übler Kerl sei. Ich hatte große Lust noch mal dahin zu gehen und das Fahrrad zu holen, der andere hatte

jedoch zuviel Angst, dass die Amis kommen könnten. Am Ortsausgang sprach uns ein älterer Mann an. Es war ein Wehrmachtssoldat, ebenfalls in alten Zivilklamotten. Er war schon Tage unterwegs und wollte nach Leipzig. Jetzt sind wir zu dritt weiter, denn der mit mir Geflüchtete war aus Wurzen. An der Autobahn versteckten wir uns, bis keine Amifahrzeuge mehr vorbeikamen. Wir konnten sehen, wo unsere alte verlassene Flakstellung lag. Ich dachte an unsere Zivilkleider dort. Es war alles ruhig da. Wir hielten es aber für zu riskant, dorthin zu gehen.

In den Ortschaften plünderten Polen in kleinen Fabriken und Legern. Wir wurden gerufen, reagierten jedoch nicht und machten uns schnell in Richtung Osten davon. Auf einer unbefestigten Feldstraße sahen wir plötzlich einen bewaffneten deutschen Soldaten stehen. Die erste Reaktion war wegrennen, doch wir besannen uns und gingen langsam weiter. Es war eine Nebelstation. In der Baracke saßen noch drei Soldaten. Sie hatten zu nichts mehr Verbindung. Sie fragten uns nach dem woher und sagten, das vor einer Woche amerikanische Panzer in Sichtweite an ihnen vorbeigefahren sind. Sie hatten Rucksäcke gepackt und wussten nicht, was sie machen sollen.

Wir sind weiter und fanden in einem Ort ein offenes Hoftor eines Bauernhofes. Wir sind hinein und haben beim Viehfüttern geholfen. In einem Dämpfer kochten Kartoffeln für die Schweine. Wir haben uns daraus versorgt und die Bauern gaben uns Salz, etwas Wurst und Butter dazu. Später auch noch Abendbrotstullen. Wir verzogen uns in die Scheune und schliefen wunderbar im Heu bis zum Morgen. Früh haben wir wieder das Vieh mitgefüttert. Die Bauersleute gaben uns Frühstück und jedem noch eine Stulle mit Butter und Wurst. Sie waren wirklich freundlich.

Der Soldat blieb überall stehen und fragte die Leute aus. Ich wollte nach Hause und bin allein weiter gegangen. Auf einer Straße stand ein Luftwaffen-LKW. Links halb im Straßengraben. Ich bin vorsichtig an ihn heran. Nichts rührte sich. Da, im Straßengraben lag der tote Fahrer in Luftwaffenuniform. Im Fahrerhaus lag noch ein weiterer Toter. Beide schwarz im Gesicht. Die Frontscheibe des LKW war zerschossen. Einige hundert Meter entfernt fuhrn amerikanische LKW auf der Straße von Weißenfels. Bestimmt waren nützliche Dinge in dem LKW, doch ich hatte Angst ihn zu untersuchen. Ich machte, dass ich schnell von dem Auto wegkam.

In Pegau und Groitzsch war alles voller Amis. Ein russischer Kriegsgefangener sprach mich an und fragte nach Brot. Er hielt mich wohl für einen Polen in meinen Klamotten. Ich wollte wissen, ob ihnen die Amerikaner nichts geben. Er sagte nein, alles Essen im Lager ist alle. Ich habe meine Stulle genommen und ihm die Hälfte gegeben. Er hat sie sofort verschlungen und sagte immer wieder: „Danke Kamerad, danke Kamerad“.

Gegen Abend stand an einem Ortsausgang ein amerikanischer Posten. Er wollte irgendeinen Passierschein von mir und jagte mich, das Gewehr drohend erhoben zurück. Ich wollte weiter und die Straße durch einen Wald umgehen. Es wurde jedoch bereits dunkel und ich legte mich in dem Wald hin, denn am Ende des Waldes hatte ich Amerikaner gesehen. Beim Einschlafen begann eine Schießerei am Waldrand. Ich rannte sofort aus dem Wald und fand an der Straße neben dem Ortsausgang einen überdachten Splitterschutzbunker aus Holz und Erde. Auf einer eingebauten Bank konnte ich ungestört bis zum Morgen schlafen. Der Straßenposten war weg und ich konnte meinen Weg fortsetzen. Alles war menschenleer. Alle Geschäfte zu. Wasser habe ich gefunden, aber nichts zu essen. Vor Flößberg lag eine kleine Stange Rhabarber auf der Straße. Diese habe ich gekaut, denn der Hunger machte sich nagend bemerkbar.

Die angeschwollenen Füße schmerzten und ich setzte schematisch einen Fuß vor den anderen. Ich war ja nun schon auf bekannten Straßen. Ich wusste auch, das ich nur noch knapp 20 km zu laufen hatte.

An der Straße vor Thierbaum hatten die Amerikaner pausiert. In den Konservendosen klebten noch Fleischreste. Ich habe alles mit den Fingern ausgekratzt und auch einige Kekse gefunden. In einer Flasche war ein Rest süße, dunkelbraune Brühe. Wahrscheinlich meine erste Cola. Ich war etwas

gestärkt. Hinter einem kleinen Abhang entdeckte ich riesige Berge mit leer geschossenen Kartuschenhülsen. Die Geschütze konnten nur nach Hohnbach und Colditz geschossen haben. Jetzt war ich in banger Erwartung. Im Ort traf ich Bauern auf einem Pferdewagen. Sie fuhren zum Waldrand um Kartoffeln zu legen und nahmen mich ein Stück mit. Sie bestätigten meine Befürchtungen, dass Hohnbach und Colditz beschossen wurden. Mehr wussten sie jedoch nicht. Sie warnten mich auch, durch den Wald zu gehen. Da seien noch „Wehrwölfe“ drin. Sie trauten sich auch zum ersten Mal weg auf ihr Feld am Waldrand. Ich war jedoch einfach zu fertig um noch den weiten Umweg um den Wald herum zu machen. Nach der Rast auf dem Pferdewagen fiel das Laufen zudem noch schwerer. Meine Füße schmerzten schrecklich.

Den Wald durchquerte ich ohne einen Menschen zu sehen und erblickte die ersten Häuser von Hohnbach. Scheunen waren zerschossen, die Häuser der Siedlung hatten auch von dieser Seite Granateinschläge. Überall auf den Feldern tiefe Spuren von Panzerketten.

Die letzten paar hundert Meter. Ich sah das Nachbarhaus. Das Dach war teilweise zerschossen. Unser Haus - ganz. Leute hatten mich erkannt und riefen nach mir. Meine Mutter kam heulend aus dem Gartentor und fiel mir um den Hals. Ich habe auch geheult, mich aber dafür geschämt. Nur schnell weg von der Straße. Mein Vater blieb sehr gefasst, es war aber deutlich zu erkennen, dass er sich über meine Rückkehr freute.

Die Schuhe ließen sich nur mit Mühe von den Beinen ziehen. Die Strümpfe waren auf den blutigen Füßen mit der Haut der aufgeplatzten Blasen festgeklebt. Sie lösten sich nur nach und nach im lauwarmen Wasser mit der Haut der Fußsohlen, Zehen und Fersen. Alles war rohes Fleisch.

Mutter briet sofort Eier mit Speck und ich musste essen. Geschmeckt hat es köstlich, jedoch wurde mir gleich danach unheimlich übel und alles Essen war schneller wieder heraus als vorher hinein. Das war meinem leeren Magen doch zuviel gewesen. Erst nach etwas Tee konnte ich Suppe essen. Es war der 29. oder 30. April 1945.

Ich war wieder zu Hause.

Nachtrag

Wir waren ohne jegliche Papiere. Durch das ständige Zusammenwürfeln wusste kaum einer etwas von dem anderem. Wir kannten kaum die Namen der Kameraden. Zumeist nur deren Spitznamen, wenn sie welche hatten. Die in den letzten Stellungen Gefallenen dürften damit kaum zu identifizieren gewesen sein. Wir hatten ja praktisch auch nichts persönliches bei uns.

Es hatte unter uns genügend gegeben, welche sich als eifrige Verfechter der Nazi-Ideologie aufspielten. Zumeist waren diese dann bei den Kämpfen die größten Schisser. Einen dieser habe ich lauthals heulend und „Mama, Mama“ schreiend gesehen, weil er eine kleine Verletzung hatte.

Die Gelände worauf sich die beiden Flakbatterien befanden, wurden später Braunkohle-Tagebaue. Eine Nachfrage bei der Dienststelle über deutsche Wehrmachtsangehörige ergab, dass dort weder Unterlagen von der ersten RAD-Abteilung 2/30, noch von der Flakbatterie der Flakgruppe Leuna vorhanden waren. Mein Name wurde dort nicht gefunden.

So als hätte es uns dort nie gegeben.